

## Kein magisches Datum

### Ein Gespräch mit dem Schriftsteller Klaus Schlesinger über die Ausbürgerung Wolf Biermanns am 16. November 1976 und die nachfolgenden Proteste Schriftstellern und Künstlern in der DDR

FREITAG: *Sie haben im November 1976 zu denjenigen gehört, die sofort gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns protestierten. Wie beurteilen Sie die Aktion heute?*

KLAUS SCHLESINGER: Sie war eine von vielen Aktionen, die wir in den siebziger Jahren unternommen haben, aber sie war zweifellos die wichtigste, weil sie auf dem Umweg über die Westmedien, von einer breiten Öffentlichkeit wahrgenommen werden konnte.

*Einige schlossen sich Ihrem Protest an, viele trauten sich nicht, manche verweigerten ihre Unterschrift unter die staatstreuen Anti-Biermann-Manifestationen ...*

Biermann hat die Meinungen immer polarisiert, und natürlich gab es damals nicht nur Empörung, aber noch heute stehen mir die erleichterten Mienen der Leute vor Augen, als wir vor ihren Türen standen und sie Ihre Unterschrift unter die Resolution setzen konnten. Es gab nur ganz wenige Verweigerungen. Und dabei wurden wir eher um Verständnis gebeten, als daß wir auf krasse Ablehnung stießen.

*Der Bürgerrechtler Klaus Wolfram hat kürzlich geschrieben, Biermann sei im Jahr seiner Ausbürgerung kein Kämpfer sondern ein Streitgegenstand gewesen ...*

Ich verstehe den Gegensatz nicht. Kämpfer wofür, wogegen? Wessen Streitgegenstand? Biermann war wichtig für die DDR-Gesellschaft, weil er die Option auf Veränderung, Verbesserung, Kritikwürdigkeit der Zustände verkörperte. Er war, wie Havemann, Kommunist libertärer, nicht stalinistischer Prägung. Und so war das Verhältnis der SED-Führung zu beiden eine Art Indikator für die Reformfähigkeit des Systems beziehungsweise seiner politischen Führung. Mit Biermanns Ausbürgerung stürzten die Hoffnungen auf eine demokratische Entwicklung des DDR-Sozialismus erst einmal zusammen. Dazu kam ein moralisches Problem. Der einzige deutsche Staat, der in diesem Jahrhundert Menschen ausgebürgert hat, war der nationalsozialistische gewesen. Und nun machten Leute, die im KZ, im Zuchthaus gesessen hatten, die während der Nazizeit ins Exil gehen mußten, genau das gleiche. Das war schon aus moralischen Gründen nicht zu akzeptieren.

*In Ihrem Buch „Fliegender Wechsel“ schreiben Sie, daß Sie damals glaubten, der Tag der Ausbürgerung Biermanns würde ein ähnliches magisches Datum werden wie der 13. August, der Tag des Mauerbaus, oder der 21. August, an dem die Intervention in die CSSR erfolgte. Wurde er's?*

Nein. Jedenfalls nicht für mich. Als ich zwölf, dreizehn Jahre später die Passage über diese Zeit schrieb, wußte ich nicht einmal mehr, ob es im Oktober oder November gewesen war. Und wenn heute gesagt wird, die Biermann- Ausbürgerung sei der Anfang vom Ende der DDR gewesen, bin ich skeptisch. Ja, die Macht hatte damals mit der Faust auf den Tisch geschlagen und das Echo hat sie bis ans Ende ihrer Tage begleitet, aber das Ende der DDR wurde in Moskau beziehungsweise im Kaukasus eingeläutet. Und Biermanns Ausbürgerung kam damals auch nicht aus heiterem Himmel. Nach den relativ liberalen Jahren, die dem VIII. Parteitag folgten, bekamen wir schon 1975 Schwierigkeiten mit dem Parteiapparat. Im Oktober 1976 hatten wir sogar eine Hausdurchsuchung.

*Wegen Ihrer Autoren-Anthologie?*

Die war nach den Intrigen des Schriftstellerverbandes schon Anfang 1976 zu den Akten gelegt. Nein, man suchte wohl einen Anlaß, und der wurde gefunden, als meine damalige Frau, Bettina Wegner, wegen der Berichterstattung über die Selbstverbrennung Pfarrer Brüsewitz' einen Protestbrief, den andere geschrieben hatten, im ZK abgab. Einen Tag später standen die „Organe“ vor der Tür. Wir waren wohl zu aktiv gewesen, und man wollte Druck machen, ein bißchen Angst verbreiten. Neben der Autoren-Anthologie hatten wir ja auch noch die Veranstaltungsreihen „Eintopf“ und „Kramladen“ - alles Folgen eines Versuchs, die kulturellen Freiräume, die sich nach dem Wechsel von Ulbricht zu Honecker aufgetan hatten, zu nutzen und sie möglicherweise noch zu erweitern. Ich dachte damals, vielleicht meinen sie es ernst mit der Demokratisierung ...

*Ein Gefühl das viele nach dem Parteitag von 1971 hatten ...*

Und es gab auch Zeichen, die die Hoffnung rechtfertigten. Von Stefan Heym kamen gleich drei Bücher heraus, die unter Ulbricht verboten waren. Und auf dem Schriftstellerkongreß 1973 begrüßte Honecker demonstrativ den in der Presse kritisierten Ulrich Plenzdorf. Das war die Zeit, in der wir auch die Idee zu dieser Autoren-Anthologie hatten. Naja, und Biermann machte seine schönen und bissigen Lieder, veröffentlichte sie im Westen, und es passierte ihm nichts, außer daß er für die Offiziellen und Parteitruen seit dem 11. Plenum Persona non grata war. Aber Sie wissen, wie das damals lief: kritisierte die Partei jemanden, dann mußte er für den Rest der interessierten Bevölkerung einfach gut und interessant sein.

*Wann haben Sie Biermann kennengelernt?*

Ich traf ihn mal in einer Kneipenrunde. Da gründete er gerade das BAT, das Berliner Arbeiter- und Studententheater. Und auf dem Geburtstag eines gemeinsamen Freundes hat er mal ein paar Lieder gesungen. Aber wichtiger war noch der Höpcke-Artikel gegen Biermann, Havemann, Heym Mitte der Sechziger, zu dem ich, wie übrigens viele andere auch, einen empörten Brief ans *Neue Deutschland* schickte. Natürlich ohne je Antwort zu bekommen. Es war eine fürchterliche, bleierne Zeit. Ich flog damals im hohen Bogen aus der Redaktion der *Neuen Berliner Illustrierten*, mit der ich einen Vertrag als Reporter hatte. Glücklicherweise klopfen damals Kurt Batt und Konrad Reich vom Hirnstorff-Verlag an meine Tür und überredeten mich, einen Roman zu schreiben. Ich glaube, es war 1971, als das Buch erschien, da bin ich das erste Mal in die Chauseestraße gegangen. Ich wohnte damals am Rosenthaler Platz, also quasi um die Ecke. Man machte das damals, schon um die staatlich gewollte Isolation Biermanns zu durchbrechen. Natürlich auch, um sich selbst zu beweisen, daß man sich nicht an die verordneten Regeln hält.

*War es vielleicht auch ein Mut aus der Angst, so eine Isolierung könnte einem selbst mal drohen, wenn man in dieselbe Richtung geht?*

Für mich war es eine Frage der Selbstachtung und der Selbstbehauptung. Ich wollte mir nicht vorschreiben: lassen, mit wem ich zu verkehren habe und mit wem nicht. Jeder wußte ja, geht man zu Biermann, macht man sich, kenntlich. So wie später bei der Unterschrift unter die Protestresolution.

*Welche Erinnerung haben Sie an die Zeit der Ausbürgerung?*

Ich erfuhr davon auf einer Fete. Es war ein Schock, und ich betrank mich fürchterlich. Aber mir war klar, es mußte etwas gemacht werden. Gleich am nächsten Morgen, als ich meinen Sohn zum Kindergarten brachte, ging ich, verkatert und voller Wut zu Sarah Kirsch, die nebenan wohnte. Sie sagte, ich sollte noch warten, sie sei zu Hermlin bestellt. Der wolle was machen, und sie würde dann gleich Bescheid sagen. Am Nachmittag brachte sie den Text der Petition, ich rief Ulli Plenzdorf an, er kam mit seiner Frau gegen Fünf, und dann haben wir ein paar Stunden gegessen und über eine eigene Erklärung diskutiert. Ich weiß, ich hatte

widersprüchliche Gefühle. Einerseits paßte, mir der Ton der Petition nicht so ganz. Zu viel Bitte, zu wenig Protest. Außerdem störte mich das Elitäre an dem auserwählten Kreis. Wir waren ja damals stark von der Achtundsechziger-Bewegung im Westen beeinflusst, vom Maoismus, vom Trotzismus, von Marcuse, Wilhelm Reich und Rudi Dutschke; Dubcek-Svoboda kamen auch noch dazu – ach, es ging ziemlich durcheinander in meinem Kopf. Aber antiautoritär, anti-elitär wollten wir auf jeden Fall sein, und gewissermaßen gehörte der Kreis, den Hermlin eingeladen hatte, zum sogenannten Establishment, gegen das wir natürlich auch etwas hatten.

Andererseits war da die Achtung, der Respekt vor den Personen dieser Runde. Hermlin und Heym waren für mich ganz wichtige Männer. Oder Christa Wolf. Oder Franz Fühmann. Kurz und gut: Wir haben uns auf einen einzigen solidarisierenden Satz geeinigt, weil wir verhindern wollten, daß die Macht eine Resolution gegen die andere ausspielt und die Protestierer damit spaltet. Am nächsten Morgen sind wir dann losgefahren und haben Unterschriften gesammelt.

*Wie haben Sie diese bewegte Zeit als Autor erlebt?*

„Autor“ und „Mensch“ - ich kann das nicht trennen. Der Erfolg der Aktion war für mich eine Genugtuung. Ein Jahr vorher hatte ich versucht, so etwas wie eine Autoren-Initiative für unseren Lektor Kurt Batt zustande zu bringen, der in die Kritik geraten war und den Verlag verlassen sollte. Die ersten drei Autoren, die ich ansprach, reagierten so zurückhaltend, ja ängstlich, daß ich es aufgab. Bei der Biermann-Aktion aber waren sie alle dabei: Das gab Kraft und hat mich ein wenig euphorisch werden lassen. Euphorisch, weil so viele mitgemacht haben, und weil ich zum Beispiel keine Angst hatte. Oder nur in Momenten. Geschrieben hatte ich in dieser Zeit allerdings nicht, außer an einem Drehbuch. Die Geschichten für den Berliner Traum lagen schon im Verlag und warteten auf die Genehmigung zum Druck.

*Wie oft sind Ihre Bücher eine Mischung aus intuitiver Prophetie und nachschöpfender Erinnerung. Können Sie das erklären?*

Nein. Wäre es so, würde es mich freuen.

*Welche literarischen Vorbilder hatten Sie?*

Ach, ich habe schon als Kind viel gelesen. Kriegsbücher, Zukunfts- und Wild-West-Romane, Drei-Groschen-Hefte. Einmal brachte meine Mutter, die im Elektro-Apparate-Werk J.W. Stalin arbeitete, als Prämie ein Buch von Theodore Dreiser mit nach Hause, *Der Titan*. Damit begann eine Wende in der Art meiner Lektüre. Ich las alles, was ich bekommen konnte, Tucholsky, Kästner, Dostojewski, Sartre, Beauvoir, Ostrowski, Hemingway. Böll wurde ganz wichtig. Später Döblin. Und Hermlin.

*Haben Sie die Kampagne Karl Corinos gegen Hermlin verfolgt?*

Nein. Ich habe nur darüber gelesen.

Ich saß neulich in einer kleinen Runde bei Adolf Endler und als es auf das Thema Stephan Hermlin kam, fragte er uns in seiner ironisch-emphatischen Weise: „Welcher Mensch hat in seinem Leben denn noch nie einen Fragebogen gefälscht?“ - Mir fiel ein, ich hatte es zweimal getan. Für mich bleibt Stephan Hermlin eine wichtige und integre Figur. Wenn ich irgendwann einmal die Gelegenheit habe, über meine literarische Initiation zu schreiben, wird Hermlins Vortrag seiner „Ballade von der Dame Hoffnung“ bestimmt eine Rolle spielen. Das war auf einer Lesung in der Akademie der Künste kurz nach dem Mauerbau.

*Teilen Sie die Meinung vieler ostdeutscher Intellektuelle, der Mauerbau habe eine Liberalisierung für die DDR-Kultur geschaffen?*

Der 13. August war einer der schlimmsten Tage meines Lebens. Ich habe immer beiderseits der Grenze gelebt. Und das sollte nun vorbei sein? Unfaßbar! Aber Tatsache ist, der Lebensstandard verbesserte sich nach dem Mauerbau. Und es gab tatsächlich bald ein offeneres Klima. Und wie so oft, machte man aus der Not eine Tugend und ging statt in die „Eierschale“ am Breitenbachplatz ins „Alt-Bayern“ in der Friedrichstraße, um Jazz zu hören, statt ins „Kino am Steinplatz“ in die „Camera“, um gute Filme zu sehen. Und lesen Sie mal die Presse zwischen 1963 und 1965 – bis zum 11. Plenum! Ich glaube, es war ihre beste Zeit in der DDR. Man plante sogar ein sozialistisches Nachrichtenmagazin, von dem allerdings nur eine Nullnummer entstand. Natürlich war das Leben provinzieller geworden, aber die Provinz hat auch gute Seiten. Sie ist übersichtlicher als die Metropole.

*Als Sie Anfang 1980 nach West-Berlin zogen und DDR-Bürger blieben, hatten Sie da das Gefühl, erreicht zu haben, was Sie wollten?*

Nach unserem Ausschluß aus dem Schriftstellerverband wollte ich nur noch weg. Ich wollte nicht „wohin“, ich wollte weg. Möglichst 1000 Kilometer weit weg. Um Distanz zu gewinnen. Noch ein halbes Jahr vorher hätte ich geschworen, ich würde immer in der DDR bleiben. Daß ich auf den blauen Paß bestanden und keinen „Ausreiseantrag“ gestellt habe, wie die Partei das gerne gehabt hätte, war nur Ausdruck meines „inneren“ Zustands. Und der Wille mich gegen die staatlichen Instanzen durchzusetzen. Als DDR-Bürger dort zu leben, wo ich leben will. Ich habe mir immer gewünscht, alle Leute in der DDR hätten diese Möglichkeit gehabt. Natürlich schaffte dieser Status auch Probleme. Es war auf Dauer unmöglich, nur mit einem blauen Paß im Westen zu leben. Man hat damit ja nicht mal ein Auto mieten können. Und die Komplikationen beim Reisen! Ich hatte dann bald auch einen zweiten Paß. Dazu kam das Mißtrauen gegenüber einem, der sich einfach nicht entscheiden wollte. Geschürt übrigens von einem „Zersetzungsplan“ der Stasi, die mich, wie ich heute weiß, in den Augen der Öffentlichkeit schon 1978 zum Stasi machen wollte. In der DDR-Zeit hat das nicht funktioniert, aber in der Hysterie nach Biermanns Büchnerpreis-Rede ging die böse Saat plötzlich auf und mein Name wurde neben denen anderer guter Namen in den Redaktionsstuben als MfS-Mitarbeiter gehandelt, übrigens unter kräftiger Mithilfe einiger meiner damaligen Freunde und Freundinnen, von denen manche sich bis heute nicht entschuldigt haben. Das waren drei schlimme Monate. Und ich wußte, es spielte keine Rolle, ob ich „dabei“ war oder nicht. Es würde nur zählen, was ich in den Augen der anderen bin. Es sei denn, ich könnte das Gegenteil beweisen.

*Dann war die Öffnung der Stasi-Akten für Sie ein wichtiger Vorgang?*

Und wie! Aber auch unabhängig von meinem Fall war ich immer für die Öffnung der Akten gewesen und konnte die Befürchtungen nicht teilen, es würde Mord und Totschlag geben. So leicht bringt man keinen ums Leben. Eigentlich war es das, was mich im Untergrund der DDR am meisten interessierte: daß ich an meine Akten kommen könnte. Schon aus professioneller Neugier. Und daß es sie gab, dessen war ich mir sicher. Wir lebten doch mit der Stasi, wußten, daß unsere Telefone, unsere Wohnungen abgehört, unsere Post kontrolliert wurde. Die Aktivitäten der Staatssicherheit waren, nebenbei gesagt, übrigens nicht das größte Problem, was ich in der DDR hatte. Das war eher die unausrottbare stalinistische Mentalität der SED-Führung, die Unfähigkeit zur Reform, zum Generationswechsel. Die Machtbesessenheit. Nein, die Akten sollen schon zugänglich bleiben. Schon deshalb, damit kein Agent, wo immer er lebt und für wen immer er arbeitet, sicher sein kann, daß seine Tätigkeit nicht doch einmal ans Licht kommt. Die Schwierigkeiten beginnen beim Umgang mit ihnen. Ich glaube, daß 90 Prozent der Journalisten, die Zugang zu den IM-Akten haben, weder kenntnisreich genug noch moralisch ausreichend qualifiziert sind. Für sie ist es eine Ware, eine Nachricht, die man verkaufen, mit der man Schlagzeilen machen kann beziehungsweise machen konnte. Die zweite Schwierigkeit liegt in der Unschärfe vieler Berichte. Manchmal stimmen die

Fakten, manchmal stimmen sie nicht. Mir sind von IM Sätze in den Mund gelegt, die ich nie gesagt haben kann. Mein Freund Kurt Bartsch stieg laut MfS-Bericht in sein Auto und fuhr davon. Aber er hat nie ein Auto besessen und kann bis heute keines fahren. Und darunter steht dann die MfS-Einschätzung „Zuverlässig in der Berichterstattung“. Was stimmt und was nicht stimmt, kann nur derjenige beurteilen, der selbst betroffen war; ein ausgezeichnetes Gedächtnis vorausgesetzt.

*Sie sagen von sich, Sie seien ein bekennender Ostler. War der 4. November ein kurzer Moment der Utopie?*

Das mit dem „bekennenden Ostler“ nehmen Sie bitte ironisch. Aber ernsthaft: Ich hatte für kurze Zeit die Illusion es könnte eine Deutsche Demokratische Republik entstehen, wie ich sie mir wünschte. Aber ich war zehn Jahre weg und kannte den Zustand des Landes nicht mehr, auch wenn ich nur fünf Kilometer von meiner letzten Ostadresse entfernt lebte. Nach dem Mauerfall hatte ich gemischte Gefühle. Einerseits freute ich mich, daß die Nachkriegszeit endlich vorbei war. Andererseits ahnte ich, dass auf die Nachkriegszeit logischerweise die Vorkriegszeit folgt. Und daß die Deutsche Bank nun auch im Prenzlauer Berg das Sagen bekäme, war mir keine sympathische Vorstellung.

*Vielleicht waren die Hoffnungen von 1990 nicht ganz unberechtigt.*

Mag sein. Aber mit der Währungsreform waren sie perdu. Kennen Sie die Anekdote, wo zwei Hamburger Kaufleute sich unterhalten und der eine zum anderen sagt: „Erstaunlich, zwei Jahre ist es erst her, daß die DDR zusammenbrach, und alles ist schon in „deutscher Hand!“? - Auch wenn die Vorstellung eines demokratisch legitimierten Sozialismus unrealistisch war - so einen Kapitalismus wie diesen hätten wir auch, allein zustande bekommen.

Das Gespräch führte Detlev Lücke.

(aus: Freitag Nr. 47, 15.11.1996, mit freundlicher Genehmigung des Autors.)